

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 35 (2009)

Heft: 1

Artikel: Hobbes und seine Theorie des tribalen Kriegs

Autor: Helbling, Jürg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-815042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hobbes und seine Theorie des tribalen Krieges

Jürg Helbling*

1 Philosophie und Sozialwissenschaft

Geht es um Krieg, lässt sich das Werk von Thomas Hobbes nicht ignorieren. Hobbes hat in seinem «Leviathan» den «Naturzustand» (the natural condition of mankind) als Zustand des permanenten Krieges beschrieben. Doch was ist der «Naturzustand»?

In der Philosophie herrscht die Meinung vor, der Hobbes'sche «Naturzustand» sei lediglich das Modell eines fiktiven, hypothetischen, auf jeden Fall ahistorischen Zustandes, ein Gedankenexperiment, welches dazu diene, die Notwendigkeit und Legitimation des Staates zu denken und zu untersuchen, was passiert, wenn vorteilsorientierte, vernünftige und rationale Individuen, die unter sich gleich sind, in einer Gesellschaft ohne (funktionierenden) Staat leben.¹ Hobbes ging es vielleicht vor allem um die Legitimation des Staates, um «Untertanenbelehrung» durch Hinweis auf die Nachteiligkeit des «Naturzustandes», der hier als drohender Bürgerkrieg verstanden wird, den bereits Montaigne mit dem «primitiven Krieg» verglichen hatte.² Dennoch lässt sich zeigen, dass sich Hobbes auf ethnographische Reiseberichte und historische Abhandlungen stützte und sein Modell des «Naturzustandes» auch auf reale Gesellschaften bezog.³ Demnach hat Hobbes gleichzeitig eine politische Philosophie, die eine Legitimation des Staates durch Hinweis auf drohendes Chaos liefert, und eine historische Sozialwissenschaft entwickelt, die auf eine Theorie nicht nur der Staatsentstehung und des Bürgerkrieges abzielt (Kraynak, 1990, 140; Ryan, 1996, 212f.), sondern auch eine Theorie des tribalen Krieges entwickelt, wie ich zeigen werde.

Es ist eine Ironie der Geschichte der Sozialwissenschaft, dass sich Durkheim und Parsons, die Begründer der struktur-funktionalistischen Soziologie, nicht auf die sozialwissenschaftliche, sondern auf die philosophischen Argumente und Modelle von Hobbes bezogen haben. Gemäss Durkheim und Parsons formulierte Hobbes mit seinem Modell des «Naturzustandes» das Problem der gesellschaftlichen

* Prof. Dr. Jürg Helbling, Kultur- und Sozialanthropologisches Seminar, Universität Luzern.

1 Vergleiche u. a. Warrender (1957), Watkins (1965), MacNelly (1968), Gauthier (1969), Weiss (1980), Hampton (1986), Tuck (1989) und Kersting (1992).

2 Die Legitimation des Staates beruht auf dem Hin- und Nachweis, dass dieser das Resultat eines Gleichgewichtes der Interessen aller involvierten Akteure darstelle, von dem abzuweichen keiner das Interesse habe.

3 Vergleiche Schochet (1967), Hinton (1968), Ashcraft (1971, 1972), Kraynak (1983, 1990), Tricaud (1988), Ryan (1996) und Hoekstra (2007).

Ordnung, das zu lösen die Aufgabe nicht nur jeder Gesellschaft, sondern auch der Sozialwissenschaft sei. Hobbes habe ein kontrafaktisches Modell entwickelt, um die Bedingungen von Gesellschaft zu denken, und zeichne das Bild eines fiktiven, vorgesellschaftlichen Zustandes, in dem eigeninteressierte Individuen in einen permanenten Krieg jedes gegen jeden verstrickt seien. Der «Naturzustand» wird demnach als präsozialer Zustand aufgefasst, in dem Anomie, Anarchie und Krieg zwischen den Menschen jegliche soziale Ordnung verunmöglichen und der die Antithese zu Gesellschaft schlechthin darstellt (Durkheim, 1918, 195f.). Gemäss Durkheim (1977, 41) besteht die Lösung des Ordnungsproblems in den «representations collectives», bestehend aus Normen, Werten und Gesetzen, welche die gesellschaftliche Ordnung und Integration erst ermöglichen. Auch gemäss Parsons (1936, 89–94) fehlt im «Naturzustand» gerade die normative Ordnung (normative order). Dies schliesse zwar eine faktische Ordnung (factual order) logisch nicht ganz aus, doch de facto lasse der Zustand, in dem jeder gegen jeden kämpfe, offensichtlich keine gesellschaftliche Ordnung zu. Dadurch entsteht allerdings ein Problem: Wenn nämlich der «Naturzustand» ein präsozialer Zustand ist, in dem Anarchie und Krieg zwischen den Menschen jegliche soziale Ordnung verunmöglichen, und somit der permanente Kriegszustand als Antithese zu Gesellschaft aufgefasst wird, kann eine (funktionierende) Gesellschaft nur eine ohne Krieg sein. Krieg ist jedoch keine Antithese zur Gesellschaft, wie Durkheim und Parsons meinten, sondern vielmehr «courant normal», d. h. konstitutiver Bestandteil der tribalen Gesellschaft und der Staatenwelt, wie bereits Hobbes richtig bemerkte. Es ist diese schroffe Gegenüberstellung von Krieg und Gesellschaft, welche die strukturfunktionalistische Soziologie daran gehindert hat, eine überzeugende Theorie des Krieges zu entwickeln.⁴

Im vorliegenden Artikel versuche ich aufgrund einer sozialwissenschaftlichen Lektüre von Hobbes zu zeigen, dass er in seinem «Leviathan» auch eine differenzierte und realistische Theorie des Krieges in tribalen Gesellschaften entwickelt hat.

2 «Wilde» und «Barbaren»

2.2 Ethnographische Quellen

Die ethnographischen Bezüge im «Leviathan» sind spärlich, weil Hobbes den Darstellungsmodus «more geometrico» wählte und historisch-ethnographische Quellen deshalb nicht in den Vordergrund rückte (Kraynak, 1990, 4ff.). Gemäss Ashcraft (1972, 159f.) konnte Hobbes jedoch die Kenntnis ethnographisch relevanter Reiseberichte bei seinen Zeitgenossen voraussetzen, was der Grund dafür sein mag,

⁴ Da sich die Existenz von Krieg in realen Gesellschaften – trotz aller Bemühungen, seine Bedeutung und vor allem seine zerstörerischen Auswirkungen herunterzuspielen – dennoch nicht leugnen lässt, haben die Strukturfunktionalisten versucht, auch diesen sozialen Tatbestand funktionalistisch zu erklären: mit seinem positiven Beitrag zur Solidarität und Integration von Gruppen oder Staaten (Cosser, 1956, vgl. hierzu auch Helbling, 2002).

weshalb er nicht explizit auf seine Quellen verwies (Myres, 1916, 28). Auf jeden Fall teilte Hobbes mit seinen zeitgenössischen Kritikern – unter ihnen Bramhall (1655), Filmer (1652), Tenison (1670) und Hyde (1676) – die Meinung, dass sich der «Naturzustand» auf Kriege (und Allianzen) zwischen Familienverbänden in realen «primitiven Gesellschaften» beziehe (Schochet, 1967, 427–431; Ashcraft, 1971, 1104–1008).

Wir können davon ausgehen, dass Hobbes die «Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil» (1578) von Jean de Léry kannte, einen Bericht über die Tupinambá, auf den sich auch Montaigne in seinem Essay «Über die Menschenfresser» (1588) bezog.⁵ Montaignes Beschreibung der «Wilden» ist durchaus exemplarisch für die damalige Zeit (Ashcraft, 1972, 150ff.): Obwohl sie als hilfsbereit, vernünftig und grosszügig geschildert werden (Montaigne, 1588, 320), sind ihre Dörfer gleichwohl in Krieg und Gewalt verstrickt, und es werden sogar Folter und Kannibalismus praktiziert (ebd., 324, 326f.). Hobbes kannte sicher auch den 1596 von Sir Walter Raleigh publizierten Reisebericht "The discoverie of the large rich, and bewtiful empyre of Guiana" und die auf 1602 datierte Schrift "Of the original and fundamental cause of natural, arbitrary, and civil war", in der Raleigh ähnliche Positionen vertritt wie Hobbes: «wilde Völker», die ohne Gesetz, ohne König und ohne erkennbare Religion leben und in Familienverbänden organisiert sind, die einander unentwegt bekriegen (in Ashcraft, 1972, 145ff., 161, 178; Myres, 1916, 24).⁶ Auf diese und weitere Berichte scheint sich Hobbes bezogen zu haben, wenn er schreibt: «Vielleicht kann man die Ansicht vertreten, dass es eine solche Zeit und einen Kriegszustand [...] niemals gab, und ich glaube, dass er [«the natural condition of mankind», d. h. der «Naturzustand», J. H.] so niemals allgemein auf der ganzen Welt bestand. Aber es gibt verschiedene Gebiete, wo man jetzt noch so lebt. Denn die wilden Völker verschiedener Gebiete Amerikas besitzen überhaupt keine Regierung, ausgenommen die Regierung über kleine Familienverbände» (1651, 13, 97; 10, 82; 17, 131;

5 Hobbes lebte zwischen 1640 und 1651 als politischer Exilant in Paris und verkehrte dort in einem Intellektuellenzirkel, zu dem auch der Philosoph Pierre Gassendi gehörte. Gassendi war ein grosser Bewunderer von Montaigne (Tönnies, 1925, 4,15,23–46.; Burke, 2004, 101), dessen Text 1603 auch in Englisch publiziert wurde. Hobbes könnte überdies Zugang zu den damals verfügbaren Reiseberichten in Französisch gehabt haben (Duchet, 1977).

6 Gemäss Ashcraft hat Hobbes wahrscheinlich auch die «Historia natural y moral de las Indias» von José de Acosta (1590) (englisch 1604) sowie die Sammlung englischer Reiseberichte von Richard Hakluyt «Principal navigations, voyages and discoveries of the English nation» (1598–1600) gekannt. Myres (1916, 16–21) nennt überdies Edward Grimstones Abhandlung «The states, empires, and principalities of the world» von 1615 sowie Peter Heylyns "Microcosmus; a little description of the great world" (1636) als Vorläufer von Hobbes. Gut möglich, dass Hobbes auch den Expeditionsbericht von Gaspar de Carvajal, der als «Historia general y natural de las Indias» im Jahre 1547 erschien, und den Bericht von Cristobal de Acuña (Nuevo Descubrimiento del Gran Río de las Amazonas, 1641) kannte (in Bitterli, 1999, 271–279). Hinzu kommen Berichte der puritanischen Siedler in Nordamerika, besonders in Virginia (vgl. Pearce, 1952). Zu den zeitgenössischen Reiseberichten vgl. Pagden (1982), Hodgen (1964), Bitterli (1999), Bennett (1970), Myres (1916) und Ashcraft (1971, 1972).

1647, 1, 84; 1681, 189, 191).⁷ Man kann deshalb Clastres (1977, 173) nur zustimmen, wenn er schreibt: «La condition naturelle de l'homme n'est pas seulement la construction abstraite d'un philosophe, mais bien le sort effectif, observable d'une humanité nouvellement découverte» (vgl. auch Sahlins, 1968, 2–13). Dies zeigt auch die Ethnologie des tribalen Krieges (Helbling, 2006).

2.2 Tribale Kriege

Kriege in tribalen Gesellschaften stehen zwar nicht im Zentrum der Tagesaktualität, und auch in den Sozialwissenschaften scheint die Ambition von ethnographisch und historisch ausgreifenden Vergleichsstudien einem aktualistischen «Provinzialismus der Zeit und des Ortes» (Eliott, 1944) gewichen zu sein. Gerade im Kontext von Gesellschaftsvergleichen sind tribale Gesellschaften aber dennoch wichtig und relevant.

Der tribale Gesellschaftstyp bildet keine Entwicklungsstufe der Menschheitsgeschichte, sondern vielmehr einen sozio-regionalen Zusammenhang, in dem – wo und wann auch immer – Dorfgemeinschaften noch nicht oder nicht mehr unter der effektiven Kontrolle eines Staates stehen. Diese politisch autonomen Lokalgruppen (bzw. «Familienverbände», wie Hobbes sie nennt) bestehen üblicherweise aus 100 bis 300 Individuen, die von Landwirtschaft und Viehzucht leben. Überdies sind sie nach Alter und Geschlecht hierarchisiert und meist in verwandtschaftlich-politische Faktionen segmentiert. Zwischen (benachbarten) Lokalgruppen können jederzeit Kriege ausbrechen, sie schliessen aber auch Allianzen untereinander gegen gemeinsame Feinde (Sahlins, 1968).

Nach einer Periode erfolgreicher Pazifizierung tribaler Bevölkerungsgruppen durch expandierende Staaten hat die Schwächung von Staaten in Melanesien, Amazonien, Ostafrika und in anderen peripheren Regionen unserer heutigen Welt dazu geführt, dass Lokalgruppen ihre Konflikte untereinander erneut auf kriegerische Weise auszutragen beginnen (Muke, 2004; Gordon und Meggitt, 1985; Gray 2003). Tribale Kriege sind zwar keine «modernen Kriege»; dennoch finden sie in der Jetztzeit der politischen Staatenwelt und des wirtschaftlichen Weltsystems statt.

Tribale Kriege sind überdies keine (ethnopolitischen) Bürgerkriege, bei denen es um die Macht im Staat oder um Sezession von einem Staat geht oder aber um Raubzüge marodierender Banden (Münkler, 2002). Tribale Kriege sind bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Dörfern bzw. Dorfallianzen, und sie werden in Form von Überraschungsangriffen, Hinterhalten und Schlachten ausgetragen (Helbling, 2006, 116–132). Zudem sind tribale Kriege alles andere als harmlos, spielerisch oder bloss ritualisiert, wie u. a. Keegan (1993) behauptet (Helbling, 2006, 48–67).

⁷ Neben den amerikanischen Indianern verweist Hobbes auf die Germanen des vorfeudalen Europas und die Barbaren in Griechenland vor der Gründung der Stadtstaaten, die in einem Naturzustand lebten und «beständig gegeneinander Krieg führten» (1651, 10, 72; vgl. auch Kraynak, 1983, 90ff., 1990, 12; Ashcraft, 1971, 1097).

Dies zeigt auch ein Blick auf die kriegsbedingte Mortalität: Während in staatlichen Gesellschaften weniger als ein Zwanzigstel der Menschen in Kriegen sterben, sind es in tribalen Gesellschaften mehr als ein Viertel der Menschen (und mehr als ein Drittel der Männer) (ebd., 143–149). Kein Wunder schreibt Hobbes: «In einer solchen Lage [...] herrscht, was das Schlimmste von allem ist, beständige Furcht und Gefahr eines gewaltsamen Todes» (1651, 13, 96).

Tribaler Krieg ist also eine unbestrittene historische und ethnographische Tatsache, die es zu erklären gilt. Es soll im Folgenden nicht darum gehen, eine Theorie des tribalen Krieges zu entwickeln und empirisch plausibel zu machen (vgl. hierzu ausführlich Helbling, 2006), sondern vielmehr darum, den Beitrag von Hobbes zu einer solchen Theorie deutlich und sichtbar zu machen.

3 Ursachen des tribalen Krieges

Im 13. Kapitel des «Leviathan» beschäftigt sich Hobbes eingehend mit den Ursachen des Krieges im «Naturzustand». Er nennt drei Konfliktursachen: «Erstens Konkurrenz, zweitens Misstrauen, drittens Ruhmsucht. Die erste führt zu Übergriffen der Menschen des Gewinnes, die zweite der Sicherheit und die dritte des Ansehens wegen. Die ersten wenden Gewalt an, um sich zum Herrn über andere Männer und deren Frauen, Kinder und Vieh zu machen, die zweiten, um dies zu verteidigen und die dritten wegen Kleinigkeiten wie einem Wort, einem Lächeln, einer verschiedenen Meinung oder jedem anderen Zeichen von Geringschätzung ...» (1651, 13, 95f., 11, 76).

3.1 Ökonomie: Konkurrenz um knappe Ressourcen?

Hobbes spricht offensichtlich nicht von einer Konkurrenz um knappe Versorgungsgüter, wie Münkler (1993, 115f., 120), Nida-Rümelin (1996, 112) und Newey (2008, 76, 79) meinen, sondern von einer Unterwerfung von Männern, Frauen und Kindern. Auch die ethnographischen Berichte wie jener von de Léry über die Tupinambá reden durchwegs von wirtschaftlichem Überfluss in «primitiven Gesellschaften», nicht von Ressourcenknappheit (vgl. Helbling, 2006, Kap. 2.2). Wenn Männer, Frauen und Kinder in Kriegen unterjocht und Besitztümer geraubt werden, dann nicht aus Gründen der Ressourcenknappheit, sondern um den Feind militärisch zu schwächen. Offensichtlich führt nicht die Knappheit ökonomischer Güter, sondern das Fehlen sanktionierter Eigentumsrechte zu Konflikten und Kriegen. Unter den anarchischen Bedingungen des «Naturzustandes» gilt nämlich, dass «mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, dass andere mit vereinigten Kräften anrücken, um ihn von seinem Besitz zu vertreiben und ihn nicht nur der Früchte seiner Arbeit, sondern auch seines Lebens und seiner Freiheit zu berauben. Und dem Angreifer wiederum droht die gleiche Gefahr von einem anderen» (1651, 13, 95). Weil Landwirtschaft

eine stationäre Produktionsform ist, können sich zwei Kontrahenten nicht (ohne erhebliche Kosten) ausweichen, sondern müssen sich dem Kampf stellen, denn im «Naturzustand» gilt, «dass jedem nur das gehört, was er erlangen kann, und zwar so lange, wie er es zu behaupten vermag» (1651, 13, 98). Hinzu kommt, dass der Krieg selber grosse Schäden anrichtet und die wirtschaftliche Entwicklung hemmt (1651, 13, 96; 1647, 1, 13, 84). Falls also Ressourcenknappheit und Armut bestehen, dann als Folge, nicht als Ursache des Krieges.

3.2 Ruhmsucht und Aggressivität als Kriegsgründe?

«Ruhmsucht» scheint in vorstaatlichen Gesellschaften weniger wichtig zu sein; Hobbes bezieht sich hier auf staatliche Gesellschaften, die durch eine Eskalierung politisch, weltanschaulich und religiös bedingter Auseinandersetzungen in den «Naturzustand» eines Bürgerkrieges zurückfallen können (Tricaud, 1988, 113f., 120ff.). Dennoch ist auch für Lokalgruppen in vorstaatlichen Gesellschaften Reputation (Ehre) wichtig. Hobbes hält fest, dass alles, was Macht gibt, auch ehrenvoll ist (1651, 10: 70; 1647, 1, 4: 80): Demonstrierte Gewaltbereitschaft gegenüber Feinden, Schutz von Gruppenangehörigen und Grosszügigkeit gegenüber Verbündeten steigern die Reputation einer Gruppe. Im «Ruf der Macht» zu stehen, steigert wiederum Stärke und Überlebenschance einer Lokalgruppe in einer kriegerischen Umwelt, weil eine solche Reputation die Anhängerschaft von Schutzbedürftigen, die Unterstützung von Verbündeten und die Abschreckung von Feinden vergrössert (1651, 10, 66, 71).

Hobbes macht überdies deutlich, dass sich die Menschen nicht aus Aggressivität und Bösartigkeit bekriegen, sondern aus Furcht und Misstrauen unter anarchischen Bedingungen. Er schreibt: «Wenn es auch weniger böse als gute Menschen gäbe, so kann man doch die Guten von den Bösen nicht unterscheiden, und deshalb müssen auch die Guten und Bescheidenen fortwährend Misstrauen hegen, sich vorsehen, anderen zuvorkommen, sie unterjochen und auf alle Weise sich verteidigen. Aber es folgt keineswegs, dass die, welche böse sind, von Natur böse geschaffen sind» (1647, 68; 1651, 13: 95). Es findet sich bei Hobbes also keine Anthropologie der Bösartigkeit des Menschen. Nicht die Aggressivität des Menschen, sondern die gegenseitige Furcht vor der Gewalt der anderen im staatenlosen Zustand erklärt den Krieg (1647, 1, 2: 79).

Gemäss Hobbes streben die Menschen nach Wohlstand, Sicherheit und Wohlbefinden, wobei das oberste Ziel (weil die Voraussetzung) menschlichen Handelns die Selbsterhaltung ist, die gerade durch den permanenten Kriegszustand bedroht ist (1651, 3: 20f.; 12: 95,99; 15: 117,120; 17: 131; 21: 164). Deshalb schreibt Hobbes: «Jedoch führt das Verlangen nach angenehmem Leben und sinnlichen Vergnügen, aber auch die Furcht vor Tod und Misshandlungen zum Wunsche, diesen Kriegszustand zu beenden (1651, 11: 76).

3.3 Das Fehlen eines Staates

«Konkurrenz» und «Misstrauen» sowie «Ruhmsucht» – die drei von Hobbes genannten Konfliktursachen – sind somit keine eigenständigen Ursachen des Krieges, sondern gründen letztlich in der Hauptthese von Hobbes, der zufolge Krieg im «Naturzustand» deshalb endemisch ist, weil es keinen Staat gibt, der Verträge zwischen Akteuren (bezüglich Eigentumsrechten sowie Sicherheit von Leib und Leben) sanktioniert und durchsetzt. Hobbes schreibt, «dass die Menschen während der Zeit, in der sie ohne eine allgemeine, sie alle im Zaum haltende Macht leben, sich in einem Zustand befinden, der Krieg genannt wird ...» (1651, 13: 96). Da die Menschen grundsätzlich gleich sind, vor allem hinsichtlich ihrer Eigenschaft, anderen zu schaden und sie zu verletzen, und weil gleichzeitig in einer Gesellschaft ohne Staat keine Rechtssicherheit besteht, die Eigentum sanktioniert und eine friedliche Austragung von Konflikten garantiert, entsteht Misstrauen und gegenseitige Furcht vor der Gewalt der anderen sowie die Neigung, Gewalt auszuüben, um der Gewalt der anderen zuvorzukommen (1647, 1, 2: 79). Es ist das gegenseitige Misstrauen und die Furcht vor der Gewalt der anderen, die direkt auf die Ursache des Krieges: das Fehlen eines (effektiven) Staates, verweisen. Der Umstand, dass es keine übergeordnete Zentralinstanz gibt, die Abkommen und Verträge sanktionieren und die gewaltsame Austragung von Konflikten verhindern könnte, erklärt nicht nur die Furcht vor der Gewalt der anderen und das Misstrauen zwischen den Gruppen, sondern auch «Konkurrenz» und «Ruhmsucht». Und es sind Furcht und Misstrauen, die nicht nur das Entstehen von Konflikten erklären, sondern gleichzeitig auch, weshalb diese Konflikte auf eine gewaltsame Weise ausgetragen werden.

4 Strategische Interaktion im «Naturzustand»

Der tribale Krieg erklärt sich somit allein mit der spezifischen Interaktion autonomer Lokalgruppen unter anarchischen Bedingungen. Diverse Autoren haben diese Interaktion im «Naturzustand» spieltheoretisch als Gefangenendilemma beschrieben.⁸ Voraussetzung ist ein Ansatz strategisch handelnder Akteure: Akteure entscheiden sich jeweils für jene Handlungsoption, von der sie mehr Vorteile bzw. weniger Nachteile erwarten als von alternativen Handlungsoptionen, ein Ansatz, der sich bei Hobbes (1647, 6, 11: 135f.; 1651, 6: 45ff.; 8: 55ff.; 15: 120) ebenso findet wie eine spieltheoretische Argumentation «avant la lettre» (1647, 2, 9: 90; 2, 11: 91).

8 Vergleiche u. a. Gauthier (1969), Rawls (1972), Hampton (1985, 1988), Kavka (1983, 1986), Taylor (1987) und Kersting (1992) ebenso Helbling (2006, Teil III).

4.1 Gefangenendilemma

Eigentlich wären alle Lokalgruppen daran interessiert, Konflikte friedlich beizulegen, weil sie dann die hohen Kosten und Nachteile, die der Krieg – selbst für die Sieger – stets mit sich bringt, vermeiden könnten (1651, 13, 96).⁹ Dies entspräche nach Hobbes dem ersten «Naturgesetz» (ein Prinzip der Vernunft), das besagt: «Jedermann hat sich um Frieden zu bemühen, solange dazu die Hoffnung besteht. Kann er ihn nicht herstellen, so darf er sich alle Hilfsmittel und Vorteile des Krieges verschaffen und sie benützen» (1651, 14, 100). Der zweite Teil dieses «Naturgesetzes» gilt für Gruppen im «Naturzustand»: Eine einseitige Friedensstrategie wäre unter anarchischen Bedingungen für jede Lokalgruppe zu riskant, da sie eine andere Gruppe zu Angriffen ermuntern würde. Diese könnte nämlich durch einen Angriff die Bedrohung, die von der ersten Gruppe nach wie vor ausgeht, definitiv beseitigen, indem sie diese dezimiert oder sogar vernichtet. Dafür wäre die Chance gerade dann gut, wenn die erste Gruppe einseitig friedenswillig ist und die Waffen niedergelegt hat.

Weil bilaterale Vereinbarungen zwischen Lokalgruppen mit dem Ziel, allfällige Konflikte friedlich beizulegen, von keiner gesellschaftsübergreifenden Gewaltinstanz sanktioniert und durchgesetzt werden, ist keine der beteiligten Gruppen sicher, dass sich die anderen Gruppen an solche Vereinbarungen halten werden: «Denn wer zuerst [einen Vertrag, J. H.] erfüllt, kann nicht sicher sein, dass der andere daraufhin erfüllen wird, da das Band der Worte viel zu schwach ist. [...] Und deshalb gibt sich der zuerst Erfüllende nur seinen Feinden preis» (1651, 15: 105; 1647, 2, 9: 90; 2, 11: 91). Demgegenüber hilft eine Konfrontationsstrategie nicht nur, die grösstmöglichen Risiken zu vermeiden (das Risiko, auf Überraschungsangriffe unvorbereitet zu sein und von Feinden dezimiert, vernichtet oder vertrieben zu werden), sondern sie bringt auch grössere Vorteile (den Vorteil, die anderen Gruppen von Angriffen abzuschrecken oder sie zu besiegen und Beute machen zu können). Aus diesem Grund muss sich jede Lokalgruppe für eine Konfrontationsstrategie entscheiden, wenn sie überleben will, denn – wie Hobbes (1651, 13: 95; 17: 131ff.) festhält – «gibt es für niemand einen anderen Weg, sich selbst zu sichern, der so vernünftig wäre wie Vorbeugung, das heisst, mit Gewalt und List nach Kräften jedermann zu unterwerfen, und zwar so lange, bis er keine Macht mehr sieht, die gross genug wäre, ihn zu gefährden». Lokalgruppen, die sich für eine einseitige Friedensstrategie entscheiden, werden früher oder später «aus dem Spiel» fallen. Selbst eigentlich friedenswillige Gruppen sind deshalb zu einer Konfrontationsstrategie gezwungen,

9 «Wie schädlich aber ein ewiger Krieg für die Erhaltung des menschlichen Geschlechts oder des einzelnen Menschen ist, kann man leicht ermessen. ... Denn der Sieger bleibt weiter bedroht, so dass es fast ein Wunder scheint, wenn in diesem Zustand jemand, und sei er auch noch so stark, eines natürlichen Todes im Alter stirbt. Als ein Beispiel hierfür zeigt uns das jetzige Jahrhundert die Amerikaner; frühere Zeiten zeigen andere Völker, die jetzt zwar gebildet und blühend sind, aber damals gering an Zahl, roh, von kurzer Lebensdauer, arm und hässlich waren und alle Bequemlichkeiten und allen Schmuck des Lebens entbehrten, welche nur der Friede und die Gesellschaft gewähren kann» (1647, 1, 13: 84).

auch weil Flucht als Alternative zu kriegerischer Auseinandersetzung nur zu sehr hohen Opportunitätskosten möglich ist (1651, 13: 95).

Das Dilemma besteht also gerade darin, dass einerseits alle Akteure unter dem Krieg leiden, ein angenehmes Leben führen wollen und deshalb eine Metapräferenz für Frieden haben (Hirschman, 1988, 74–84), andererseits jedoch im «Naturzustand» gezwungen sind, sich im Interesse ihrer eigenen Sicherheit für eine kriegerische Strategie zu entscheiden, weil eine einseitige Friedensstrategie zu riskant wäre. Das zwingende, wenn auch nicht-beabsichtigte Interaktionsresultat ist ein permanenter Kriegszustand, in dem zwar nicht permanent Krieg geführt wird, jedoch jederzeit Kriege ausbrechen können (1651, 13: 96).¹⁰ Beide Aspekte – die Metapräferenz für Frieden und die Einsicht in die Unvermeidbarkeit von Krieg – entsprechen der Logik des Gefangenendilemmas, das die Interaktion von Lokalgruppen unter anarchischen Bedingungen kennzeichnet und einen Niederschlag auch in der Kultur tribaler Gesellschaften findet: Einerseits fürchten sich selbst erfolgreiche Krieger vor Tod und Verletzung und halten Krieg für eine schlechte Sache; andererseits orientieren sie sich an Normen und Werten, welche Kampfbereitschaft und Mut prämiieren, und sie unterziehen sich Kriegsritualen und magischen Vorkehrungen, um ihre Furcht zu überwinden und sich für unvermeidbare Kriege zu motivieren (Helbling, 2006, 331f., 317–334).

4.2 Iteriertes Gefangenendilemma

Mit Recht haben einige Autoren eingewendet, dass es sich im «Naturzustand» realistischerweise nicht um ein einmal gespieltes Gefangenendilemmaspiel handelt, sondern um eine unbestimmt oft wiederholte Interaktion zwischen vielen Akteuren, d. h. um ein iteriertes Gefangenendilemmaspiel (Hampton, 1986; Kavka, 1986). Hampton (1985, 58f.) und Ryan (1996, 224ff.) sind – gestützt auf eine Bemerkung von Hobbes (1651, 15: 111f.) – der Meinung, dass Verträge selbst im «Naturzustand» eingehalten werden könnten, wenn die Gegenseite den Vertrag bereits eingehalten hat. Deshalb müsste ein iteriertes Gefangenendilemmaspiel ihnen zufolge zu einer dominanten Strategie der bedingten Kooperation vom Typ Tit-for-tat (TfT) bzw. zu einem Vertrauensspiel führen. Ein Spieler mit einer TfT-Strategie beginnt mit einem friedlichen «Spielzug» und wählt den nächsten entsprechend dem «Spielzug» des Gegenspielers: entweder friedlich oder kriegerisch. Eine solche Strategie kann sich gemäss Axelrod (1987) dann durchsetzen, wenn Akteure über längere Zeit interagieren (wollen oder müssen) und aus diesem Grund jeder Akteur der Reaktion des anderen auf den jeweils eigenen Spielzug einen ausreichend hohen Wert beimisst.

10 Hobbes geht von eigeninteressierten, vernünftigen und rationalen Akteuren aus (1647, 1, 1: 75): vernünftig, weil sie eigentlich Frieden und ein angenehmes Leben führen wollen, und rational, weil sie sich für jenes Verhalten entscheiden, von dem sie unter den gegebenen Bedingungen mehr Vorteile bzw. weniger Nachteile erwarten als von alternativen Handlungsoptionen. Wenn sie sich also aus Furcht bekriegen, so nicht deshalb, weil sie unvernünftig und irrational, sondern gerade weil sie vernünftig und rational sind.

Wenn ich nämlich mit einem anderen Akteur weiter interagieren muss oder will und er auf meine Konfrontationsstrategie mit Vergeltung reagiert, zahlt sich eine Konfrontationsstrategie für mich längerfristig allenfalls nicht aus: «Kooperation» würde dann eine höhere (kumulierte) Auszahlung erzielen als «Konfrontation». Somit hängt alles von der Wahrscheinlichkeit ab, mit der die Interaktion in der Zukunft weitergeführt wird.

Zwei Gründe sind dafür verantwortlich, weshalb sich offenbar in einem iterierten Gefangenendilemmaspiel, wie es den Hobbes'schen «Naturzustand» kennzeichnet, keine Tft-Strategie konditionaler Kooperation durchsetzt. Erstens ist eine Tit-for-Tat-Strategie schwierig anzuwenden und riskant, denn keine Gruppe ist ausreichend gut über die Absichten der anderen informiert, und jede Gruppe muss die eigene Position (Vergeltung bei Kooperationsabbruch) den anderen glaubhaft mitteilen. Keine Gruppe kann je sicher sein, dass die anderen Gruppen tatsächlich eine Tft-Strategie verfolgen, denn jeder Akteur kann die anderen falsch einschätzen und von diesen falsch eingeschätzt werden (Hirshleifer und Martinez Coll, 1988). Ein friedfertiger Spielzug der einen Gruppe kann von den anderen als Anzeichen von Schwäche (immer Kooperation), als List zur Camouffierung einer heimlichen Konfrontationsstrategie (immer Konfrontation) oder als tatsächliche Bereitschaft zu einer Tft-Strategie (konditionale Kooperation) interpretiert werden. Deshalb ist es für jede Gruppe wichtig, eine Reputation der Gewaltbereitschaft zu erwerben, die signalisiert, auf die kleinste Provokation umgehend und hart zurückzuschlagen, und überdies die anderen Gruppen als «hinterhältig» und «aggressiv» zu etikettieren. Dadurch werden zwar potenzielle Angreifer abgeschreckt sowie Blauäugigkeit hinsichtlich der Einschätzung anderer Gruppen vermieden; gleichzeitig steigern jedoch Abschreckungsreputation und negative Etikettierung die Wahrscheinlichkeit von gegenseitigen Provokationen und Präventivschlägen (Axelrod 1987, 132–138): Sie führen somit gerade das herbei, was sie eigentlich verhindern wollten.

Hobbes behandelt Reputation als ein Korrelat von Macht und Sicherheit, denn die «aggressive» Reputation der einen versetzt die anderen in Furcht und zwingt sie dazu, ihre eigene Reputation zu verschärfen (1647, 1, 4: 80).¹¹ Es handelt sich dabei nicht um irrationale Aspekte, wie Hampton (1985, 58f.) meint, sondern um rationale Handlungen vor dem Hintergrund der kriegerischen Interaktion von Lokalgruppen im «Naturzustand». Es macht nämlich durchaus Sinn, die «bösen Absichten» eines Feindes im Sinne einer kognitiven Strategie zur Risikominderung zu überschätzen. Und ebenso macht es Sinn, die Fähigkeit der eigenen Gruppe, einen Krieg zu gewinnen, zu überschätzen, die Stärke des Feindes jedoch zu unterschätzen, denn dies erleichtert die Motivierung der Männer zur Teilnahme an einem

11 Gemäss Hobbes bedeutet «im Ruf von Macht zu stehen» selber Macht (1651, 10: 66,70). «Die Bereitwilligkeit zum Kampf ist immer ein Zeichen von Tapferkeit, welche in dem natürlichen Zustand der Menschen, wo nicht die einzige, so doch die grösste Tugend ist» (1651, 10: 71). Ein Grund hierfür ist der Umstand, dass «Gewalt und Betrug ... im Krieg die beiden Kardinaltugenden» sind (1651, 13: 98; 17: 131ff.).

(angeblich) leicht zu gewinnenden Krieg und wirkt als eine Art kriegstaktischer «self-fulfilling prophecy».

Der zweite Grund, weshalb sich im «Naturzustand» keine TfT-Strategie konditionaler Kooperation durchsetzt, ist die Natur des «Spieles» bzw. des «Spieleinsatzes»: Eine TfT-Strategie erzielt bei Waren- oder Gabentausch gute Resultate, weil auf eine Weigerung des anderen, eine Ware oder Gabe zu erwidern, umgehend und ohne grosse (materielle) Verluste mit dem Abbruch der Tauschbeziehung reagiert werden kann (vgl. Görlich, 1992). Geht es aber um das Überleben oder die Vernichtung von Lokalgruppen in einer kriegerischen Umwelt, wäre selbst eine TfT-Strategie zu riskant, denn für eine Vergeltung (ein «tat») wäre es für eine Lokalgruppe nach einer militärischen Niederlage (einem «tit») bereits zu spät. Es ist hier letztlich die fehlende Möglichkeit von Zweitschlägen, welche die bedingte Kooperation (vom Typ Tit-for-tat) verhindert. Spieltheoretisch handelt es sich bei Krieg deshalb nicht um ein «Turnier jeder-gegen-jeden», bei dem die Auszahlungen der einzelnen Spielzüge aufaddiert werden, wie in Axelrods (1984) optimistisch angelegter Computersimulation. Vielmehr geht es um einen antagonistischen Eliminationswettbewerb, in dem nur jene Lokalgruppen überleben, die in direkten Begegnungen ihre Gegner besiegt haben, während die Verlierer «aus dem Spiel ausscheiden» (Hirshleifer und Martinez Coll 1988). Hampton (1985) ist entgegenzuhalten, dass bei Krieg somit nicht der langfristige Nutzen, sondern Sieg und Niederlage bei jeder Auseinandersetzung zählt.¹² «Kurzichtiges» Handeln ist aus diesem Grund nicht irrational, sondern zwingend, da ein langfristiger Nutzen irrelevant ist, wenn man kurzfristig nicht überlebt. Wer sich nicht kurzfristig richtig, d. h. «kurzsichtig», verhält, droht unterzugehen.

4.3 Sicherheitsdilemma

Unter den Bedingungen des «Naturzustandes» kann jede Gruppe ihre Überlebenssicherheit nur verbessern, wenn sie Machtüberlegenheit erlangt, die gemäss Hobbes auch von der relativen Grösse einer Gruppe abhängt. Das Wachstum der eigenen Lokalgruppe steigert die Macht ebenso wie Reichtum mit Freigebigkeit, weil man dadurch Verbündete und neue Gruppenmitglieder rekrutieren kann (1651, 10: 66). Allerdings: «Auch der Zusammenschluss einer kleinen Anzahl von Menschen gibt ihnen diese Sicherheit nicht, denn bei kleinen Zahlen verleihen kleine Zunahmen auf der einen oder der anderen Seite eine so grosse Übermacht, dass sie genügt, zum Sieg zu führen, und deshalb zu einem Angriff ermutigt. Die Menge, die zu einer verlässlichen Sicherheit ausreicht, ergibt sich nicht aus einer

12 Gemäss Hampton (1985, 58f., 1998, 45ff.) müssten die Akteure im Naturzustand eigentlich kooperieren, wenn nicht Kurzsichtigkeit (und Ruhmsucht) sie hindern würden. Hobbes (1651, 15: 110) macht aber deutlich, dass es im «Naturzustand» grundsätzlich keine Kooperation gibt, und zwar nicht, weil Kurzsichtigkeit irrational ist, sondern weil in einer anarchischen Gesellschaft grundsätzlich keine Garantie besteht, dass Verträge eingehalten werden, d. h. ein Anreiz besteht, einseitig von einem Abkommen zur friedlichen Beilegung von Konflikten abzuweichen.

bestimmten Zahl, sondern aus einem Vergleich mit dem gefürchteten Feind, und sie reicht dann aus, wenn die Überzahl des Feindes nicht so offensichtlich und ausschlaggebend ist, dass von vornherein der Ausgang des Krieges feststeht und ihn deshalb zu einem Versuch ermuntert» (1651, 17: 132). Gemäss Hobbes geht es nicht darum, möglichst viel Macht zu erlangen und möglichst grosse Gruppen zu bilden, sondern um das Erlangen von Machtüberlegenheit. Dadurch ergibt sich ein Sicherheitsdilemma (Jervis, 1978): Die Machtüberlegenheit der einen Gruppe führt zur Machtunterlegenheit der anderen Gruppe, die ihrerseits gezwungen ist, aufzurüsten und Machtüberlegenheit zu erlangen, was im Endeffekt die Unsicherheit für alle erhöht. Dies erklärt die permanente Konkurrenz um Machtüberlegenheit, die allein im «Naturzustand» die Chance verbessern kann, sich zu verteidigen und Feinde zu besiegen (1651, 8: 56; 11: 75).

Dadurch wird aus einem Gefangenendilemma- ein Nullsummenspiel, weil die Überlegenheit des einen zur Unterlegenheit der anderen führt und der Sieg des einen die Niederlage des anderen bedeutet. Besteht die prinzipielle Gefahr, vernichtet zu werden, und gleichzeitig die Möglichkeit, den anderen so zu schlagen, dass er nicht mehr zurückschlagen kann und die von ihm ausgehende Bedrohung beseitigt wird, ist Präventivangriff die beste Verteidigungsstrategie. «Deshalb beruht die Hoffnung eines jeden in Bezug auf seine Sicherheit und Selbsterhaltung darauf, dass er durch seine eigene Macht oder Kraft seinen Nachbarn offen oder mit List zuvorkommen kann» (1647, 5,1: 124; 1651, 11: 77, 13: 95). Jede Lokalgruppe wird deshalb versuchen, in einem für sie günstigen Moment loszuschlagen und die feindlichen Gruppen zu dezimieren, zu vertreiben oder zu vernichten, sie auf jeden Fall durch Zerstörung ihrer Ressourcen, Besetzung ihres Landes und durch Raub ihrer Frauen zu schwächen, um nicht von ihnen in einem ungünstigen Moment angegriffen zu werden.

Das Fehlen einer Zentralmacht mit Gewaltmonopol, also eines Staates, der autonome Gewalt verhindert und Abkommen zur friedlichen Beilegung von Konflikten sanktionieren könnte, setzt demnach eine konfliktive Interaktion in Gang, in der gegenseitige Furcht vor der Gewalt der anderen jede Gruppe zur Machtsteigerung zwingt und zu Präventivschlägen veranlasst. Dennoch behauptet Hobbes nicht, dass in allen Gesellschaften ohne Staat ständig Krieg geführt werde. Es gibt auch «Zeiten des Friedens» (1651, 13: 96). Hobbes schreibt auch: «Selbst die stärksten und schlagfertigsten Heere verhandeln mitunter über den Frieden, aus Furcht vor der Macht des Gegners und in Sorge, dass sie besiegt werden könnten. Aus Furcht schützen sich die Menschen, und zwar durch Flucht und Verstecke, wenn sie glauben, anders sich nicht retten zu können ...» (1647, 1, 2: 79). Das trifft für zahlreiche tribale Gruppen zu, die von stärkeren Nachbargruppen in isolierte Gebiete abgedrängt wurden, wo sie als friedliche Wildbeuter weiterlebten.¹³

13 Hobbes spricht nur von tribalen Gruppen, die durch Landwirtschaft an Boden und Besitz gebunden sind (1651, 13: 95). Von der Existenz von Wildbeutern, die in Gesellschaften ohne

5 Lokale «Familienverbände»

Wir sind bisher davon ausgegangen, dass die Akteure in den Kriegen des «Naturzustandes» Lokalgruppen (Dorfgemeinschaften) sind. Hobbes schreibt jedoch von einem «Krieg eines jeden gegen jeden» (1651, 13: 96). Allerdings fügt er gleich hinzu, dass «es niemals eine Zeit gegeben hat, in der sich einzelne Menschen im Zustand des gegenseitigen Krieges befanden» (1651, 13: 97; 17: 131); vielmehr waren es «Familienverbände», die sich als politisch autonome Einheiten und Kollektivakteure bekriegten (1651, 22: 183). Darüber ist sich Hobbes mit seinen zeitgenössischen Kritikern durchaus einig (Schochet, 1967: 431f.).

5.1 Lokalgruppen als politische Einheiten

Die lokalen «Familienverbände», von denen Hobbes spricht, sind nach Alter und Geschlecht hierarchisiert: Männer dominieren Frauen und Kinder. Zudem besitzen diese Familienverbände Eigentum; deshalb bezeichnet sie Hobbes als «kleine Monarchien» (1651, 20: 159; 1647, 6, 15: 141; 1647, 9, 10: 171; 1681: 186). Hobbes hält die patriarchale Machthierarchie in Lokalgruppen für erklärungsbedürftig, weil sie weder natur- noch gottgegeben ist, wie viele seine Kritiker glaubten.

Die elterliche Gewalt beruht nicht auf der Zeugung, sondern – wie staatliche Herrschaft – auf einem «Vertrag»: Ein Kind stimmt aufgrund seines Interesses an Selbsterhaltung seiner Unterwerfung unter die Eltern zu, denn ohne Eltern wäre es nicht lebensfähig, und es könnte von ihnen weggegeben, ausgesetzt oder sogar getötet werden (1651, 20: 156; Hinton, 1968, 56).¹⁴ Gerade diese Machtüberlegenheit der Eltern veranlasst die Kinder zur Einwilligung in ihre Unterordnung. Hobbes meint, «... dass man von einem Sohnesverhältnis im Naturzustand nicht sprechen kann, da, sobald jemand geboren ist, er in der Gewalt und unter der Herrschaft dessen ist, dem er seine Erhaltung verdankt» (1647, 1, 10: 82). Nicht nur die Macht von Eltern über Kinder, sondern auch jene von Männern über Frauen beruhen auf einem «Vertrag».

Krieg und ohne Staat leben, hat Hobbes noch keine Notiz genommen. Wildbeuter leben vom Jagen und Sammeln und in hoch mobilen Kleingruppen; sie sind nicht – wie Feldebauern – von lokal konzentrierten Ressourcen (Feldern, Weiden, Herden) abhängig. Deshalb können sie sich Konflikten mit Nachbargruppen ohne allzu hohe Kosten durch Wegzug entziehen und bewaffnete Auseinandersetzungen vermeiden (Helbling, 2006, 77–115). Erst Rousseau (1755, 100) unterscheidet zwischen friedfertigen «Wilden» (Wildbeutern) und kriegerischen «Barbaren» (Bauern und Viehzüchtern).

14 «Vertrag» (contract, covenant) bezeichnet hier nicht primär einen «Gesellschaftsvertrag» als naturrechtliches Gedankenexperiment, sondern vielmehr die institutionelle Regelung einer (in diesem Fall hierarchischen) Sozialbeziehung, die das Resultat der Interaktion eigeninteressierter Akteure ist und ein Gleichgewicht darstellt, von dem abzuweichen – aufgrund der bestehenden Machtverhältnisse – kein Akteur ein Interesse hat (vgl. hierzu auch Hinton, 1968, 55ff. und Schochet, 1967, 438). Insofern lässt sich die Theorie von Hobbes gut mit sozialwissenschaftlichen Richtungen vereinbaren, für welche rationales Akteurhandeln bei der Erklärung makrosozialer Phänomene zentral ist.

Hobbes argumentiert, dass Mann und Frau von Natur gleich seien und dass die Frau die Macht über ihre Kinder hätte, falls keine andere Regelung getroffen würde (1647, 9, 3: 167). Erst wenn durch einen entsprechenden «Vertrag» die Frau die Macht über sich und ihre Kinder auf ihren Mann «überträgt», entsteht die väterliche Autorität (1647, 9, 5: 168). Hobbes erklärt die Dominanz der Männer über die Frauen durch den Krieg, der den Männern den Schutz der Frauen aufbürdet und die Möglichkeit eröffnet, Frauen zu rauben (1651, 22: 156f.), «denn die Ungleichheit der natürlichen Kräfte ist nicht so gross, dass der Mann ohne Krieg die Gewalt über die Frau erlangen könnte» (1647, 9, 3: 167). Das zeigt sich auch am Beispiel des Vorrangs von Söhnen gegenüber Töchtern, der sich dadurch erklärt, dass die ersteren «zur Führung der Kriege geeigneter sind» als die letzteren (1647, 9, 16: 173). Die Machtungleichheit zwischen Eltern und Kindern sowie Männern und Frauen, die von vielen für quasi natürlich gehalten wird, ist also selber das Resultat des permanenten Kriegszustandes, wie er im «Naturzustand» herrscht.

Die lokalen Familiengruppen, deren interne Macht- und Kooperationsbeziehungen auf Ehevertrag und Familieneigentum beruhen, sind «kleine Staaten» (*body politic*) ausserhalb des «Naturzustandes» (Schochet, 1967, 441). Auch im «Naturzustand» sind somit alle Menschen unter einer Herrschaft, aber eben nicht alle unter derselben (staatlichen) Herrschaft, sondern unter der patriarchalen Herrschaft in einer Vielzahl politisch autonomer «Familienverbände».

5.2 Ausdehnung der Gruppengrössen

Im Verlauf von Kriegen untereinander schliessen sich Familien zu grösseren Verbänden zusammen zwecks Verbesserung ihrer Sicherheit und um grösser zu werden als ihre Gegner, mit dem Ziel, in einer kriegerischen Umwelt besser bestehen zu können (1651, 17: 131f.; Kavka, 1983, 305–308). «Die grösste menschliche Macht ist diejenige, welche aus der Macht sehr vieler Menschen zusammengesetzt ist, die durch Übereinstimmung zu einer einzigen natürlichen und bürgerlichen Person vereint sind, der die ganze Macht dieser Menschen, die ihrem Willen unterworfen ist, zur Verfügung steht» (1651, 10: 66). Zu den eigenen Leuten kommen also auch unterworfen Feinde und Schutz suchende Verbündete hinzu, die in die eigene Gruppe integriert werden und zur Steigerung der Schlagkraft beitragen (1681, 186).

Die Ausdehnung der Gruppengrösse ist eine der wichtigsten Strategien, um die Erfolgchancen im Krieg zu steigern. Je grösser die Gruppen jedoch werden, desto eher werden die Interessen und Meinungen der Gruppenmitglieder divergieren. Auf diese Weise «hindern sie sich gegenseitig und reduzieren ihre Stärke, indem sie sich gegenseitig bekämpfen, auf ein Nichts. Dadurch werden sie nicht nur leicht durch eine sehr kleine Zahl von Menschen, die sich einig sind, unterworfen, sondern sie führen auch ohne gemeinsamen Feind wegen ihrer Einzelinteressen Krieg gegeneinander». Zu solchen internen Zwistigkeiten kommt es dann, «wenn sie [die Gruppen, J. H.] ... entweder keinen gemeinsamen Feind haben oder aber jemand von der

einen Partei als Feind und von der anderen als Freund angesehen wird» (1651, 17: 132f.). Weil die Steigerung der militärischen Schlagkraft offensichtlich zwingend zu einer Zunahme der gruppeninternen Konflikte führt, wird die Fähigkeit einer Gruppe, solche Konflikte friedlich beizulegen, entscheidend. Inwiefern die militärische Schlagkraft durch gruppeninterne Streitigkeiten beeinträchtigt wird, hängt von der Effizienz der Konfliktbeilegung und der Kompetenz der Streitschlichter, aber auch vom Ausmass der äusseren Bedrohung ab.

Nicht nur ist der «Naturzustand» als Kriegszustand nicht das Gegenteil zu einem gesellschaftlichen Zustand und Gesellschaftlichkeit schlechthin, wie Durkheim und Parsons meinen; vielmehr ist es der Krieg selber, der zu Gesellschaftlichkeit und Kooperation zwingt, mindestens zu einem Zusammenschluss von Individuen zu Gruppen und zur Bildung grösserer Gruppen und Hierarchiebeziehungen. Der Krieg wäre demnach nicht nur nicht der Gegensatz zur Gesellschaftlichkeit, sondern sogar die wichtigste Voraussetzung dafür.

6 Allianzbildung

6.1 Allianz als bedingte Kooperation im «Naturzustand»

Neben der Ausdehnung der Gruppengrösse zählt auch das Schliessen von Allianzen zu den Strategien von Lokalgruppen, um ihre Erfolgchancen im Krieg zu steigern. Die Stärke einer Lokalgruppe hängt nicht nur von ihrer relativen Grösse, sondern auch von ihrer Bündnisfähigkeit ab: «Denn was die Körperstärke betrifft, so ist der Schwächste stark genug, den Stärksten zu töten – entweder durch Hinterlist oder durch ein Bündnis mit anderen, die sich in derselben Lage wie er selbst befinden» (1651, 10: 66; 11: 77; 13: 94; 17: 131ff.; 1647, 1, 13: 84). Hier – und erst hier – kommt das «Narrenargument» (1651, 15: 111) ins Spiel, demzufolge nur Narren glauben, dass im «Naturzustand» keinerlei Kooperation möglich sei. Hobbes erwähnt, dass Kooperation im «Naturzustand» dort rational sei, «wo entweder eine Partei schon [den Vertrag, J. H.] erfüllt hat oder wo eine Macht existiert, die sie zur Erfüllung zwingt» (ebd., 112). Während im zweiten Fall Kooperation durch Herrschaft und Machtüberlegenheit erzwungen wird, wie das für einen Staat typisch ist, macht der Kontext der Textstelle klar, dass im ersten Fall von Bündnisbeziehungen die Rede ist. «Im Kriegszustand, wo jedermann auf Grund des Fehlens einer allgemeinen, sie alle in Schranken haltenden Gewalt jedermanns Feind ist, kann niemand darauf hoffen, durch eigene Stärke oder eigenen Verstand ohne Hilfe von Verbündeten sich vor Vernichtung zu bewahren» (1651, 15: 112).

Lokalgruppen müssen Bündnisse – Hobbes spricht hier von “leagues” und nicht von “covenants” – gegen gemeinsame Feinde schliessen, denn wer Krieg führt, benötigt auch Alliierte: Es ist die gemeinsame Feindschaft gegen Dritte, die eine (bedingte) Kooperation zwischen Verbündeten sowohl notwendig als auch möglich

macht. Bündnisse gegen Dritte werden geschlossen, wenn beide Bündnispartner davon mehr Vorteile erwarten als von einem Krieg gegeneinander. Hobbes schreibt: «Unregelmässige Vereinigungen sind ihrer Natur nach nur Bündnisse ... und kommen nicht durch gegenseitige Verpflichtung, sondern allein durch die Ähnlichkeit von Willen und Neigung zustande», und sie sind «nur so lange in Kraft, wie kein gerechtfertigter Grund zum Misstrauen entsteht» (1651, 22: 181f.). Je grösser das gegenseitige Interesse an einer Allianz und die Erwartung auf deren Weiterführung ist, desto eher wird sie Bestand haben. Das Ziel jeder Lokalgruppe besteht darin, nicht nur zu einer Siegerkoalition zu gehören (die gross genug ist, um einen gemeinsamen Feind zu besiegen), sondern auch ihren Gewinn innerhalb der Koalition zu steigern (ihre strategische Position zu verbessern oder bessere Konditionen von Verbündeten zu erhalten) (Barth, 1959; Helbling, 2006, 499–521).

Allianzbeziehungen sind jedoch instabil und von gegenseitigem Misstrauen geprägt, was im «Naturzustand» auch gar nicht anders möglich ist: Allianzen sind immer mit Risiken behaftet, und Verbündete misstrauen einander zu Recht, wie die Verratsfeste in tribalen Gesellschaften zeigen.¹⁵ Überdies sind Bündnisse meist mit grossem materiellem Aufwand (mit kostspieligen Allianzfesten und Gabentransaktionen) verbunden.¹⁶ Allianzen sind dennoch ein notwendiges Übel, ein Mittel zu militärischen Zwecken (Clastres, 1977, 196f.). Weil Alliierte letztlich immer unzuverlässig sind, wird jede Gruppe eine militärische Überlegenheit anstreben, um sich nicht nur gegen Feinde durchsetzen, sondern auch gegen Verbündete behaupten zu können, wie schon Hobbes festgestellt hat (1647, 1, 14: 84).

6.2 Krieg und Allianz im «Naturzustand»

Das Modell eines iterierten Gefangenendilemmaspiels mit einer grossen Zahl von Lokalgruppen muss somit modifiziert und um das Element der Allianz erweitert werden. Dadurch entsteht ein realistischeres Modell der tribalen Gesellschaft «im Naturzustand der Menschheit», das sowohl bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Feinden als auch konditionale Kooperation zwischen Verbündeten als Folge des Krieges enthält.

Der «Naturzustand» ist ein permanenter Kriegszustand, in dem jederzeit Kriege ausbrechen können und in dem es um Überlegenheit und Unterlegenheit bzw. um Sieg und Niederlage geht. Deshalb handelt es sich um ein N-Akteur-Nullsummenspiel, in dem Lokalgruppen prinzipiell nicht miteinander kooperieren, sondern sich bekriegen, jedoch auch Koalitionen gegeneinander bilden können. Allianzen sind Verhandlungsspiele, die sowohl konfliktive als auch kooperative Aspekte aufweisen:

15 Ein Verratsfest besteht darin, dass eine Gruppe einen vermeintlichen Alliierten (oder solche, die es angeblich werden möchten) besucht und dann – blauäugig und unvorbereitet – von diesen massakriert wird (Helbling, 2006, 58f.).

16 «Ebenso ist Reichtum, verbunden mit Freigebigkeit, Macht, da er Freunde und Diener verschafft – ohne Freigebigkeit aber nicht, denn in diesem Fall schützt er nicht, sondern setzt uns dem Neid als Beute aus» (1651, 10: 66; 17: 131ff.).

Was der eine gewinnt, verliert der andere, aber im Gegensatz zum Nullsummenspiel verlieren beide, wenn sie nicht kooperieren (vgl. Schelling, 1960). Allianzen sind somit Formen der bedingten Kooperation zwischen Lokalgruppen, die sich gemäss der Logik der Tit-for-tat-Strategie verhalten: Alliierte vertrauen einander in dem Masse, wie sie in gemeinsamer Gegnerschaft gegen eine dritte Gruppe aufeinander angewiesen sind und solange beide von einer Allianz mehr Vorteile erwarten als von Alternativen (Barth, 1959; Helbling, 2006).

7 Fazit

Hobbes ging es wahrscheinlich primär um die Legitimation des Staates durch Hinweis auf die Nachteiligkeit des «Naturzustandes» – eines drohenden Bürgerkriegs –, und der «Naturzustand» ist auch ein kontrafaktisches Gedankenexperiment, um die Bedingungen eines funktionierenden Staates zu denken. Dennoch lässt sich das Werk von Hobbes, obwohl er nur selten explizit auf ethnographische Bestände Bezug nimmt, auch als Theorie der realen «primitiven Gesellschaft» interpretieren, in der jederzeit Kriege zwischen lokalen Familienverbänden ausbrechen können. Dass sich Lokalgruppen auch gegen Dritte verbünden können, zeigt, dass bedingte Kooperation auch im «Naturzustand» möglich ist.

Auch im «Naturzustand» leben alle Menschen unter einer Herrschaft, aber eben nicht alle unter derselben staatlichen Herrschaft, sondern unter patriarchaler Herrschaft in einer Vielzahl lokaler Verwandtschaftsgruppen. Dieselbe multipolare Struktur, welche tribale Gesellschaften charakterisiert, weist im Übrigen auch die Staatenwelt auf, obwohl Staaten grösser und hierarchisierter sind als Lokalgruppen. Der Gegensatz zwischen «Naturzustand» und Staat verliert auf diese Weise an Schärfe, zumal es auch in Lokalgruppen – analog zum Bürgerkrieg in Staaten – Konflikt, Dissens und Spaltung gibt (1651, 17: 132f.).

Eine Auseinandersetzung mit der Theorie von Hobbes lohnt sich nach wie vor. Nicht nur in tribalen Gesellschaften, wo kein Staat sein Gewaltmonopol durchsetzt, herrscht ein permanenter Kriegszustand (tribale Kriege), sondern auch staatliche Gesellschaften werden durch interne Konflikte und Krisen bedroht, die zu gewalttätigen Auseinandersetzungen (Bürgerkriegen) führen können. Schliesslich besteht der «Naturzustand» selbst nach der Entstehung von Staaten in Form von zwischenstaatlichen Kriegen (Staatenkriege) weiter. Hobbes ist sozialwissenschaftlich zu wichtig, als dass man ihn den Philosophen (und strukturfunktionalistischen Soziologen) überlassen dürfte.

8 Literaturverzeichnis

- Ashcraft, Richard. 1971. Hobbes's Natural Man: A Study in Ideology Formation. *The Journal of Politics* 33: 1076–1117.
- Ashcraft, Richard. 1972. Leviathan triumphant: Thomas Hobbes and the politics of the wild man. In: Dudley, Edward, Maximillian Novak (eds.) *The wild man within*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Axelrod, Robert. 1987. *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Barth, Fredrik. 1959. *Segmentary opposition and the theory of games: A study of Pathan organization*. Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 89: 5–22.
- Bennett, H. S. 1970. *English books and readers*. Vol III: 1603–1640. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bitterli, Urs. 1999. *Die Entdeckung Amerikas: Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*. München: Beck Verlag.
- Burke, Peter. 2004. *Montaigne*. Hamburg: Junius Verlag.
- Clastres, Pierre. 1977. L'archéologie de la violence: La guerre dans les sociétés primitives. In: Pierre Clastres, *Recherches d'Anthropologie Politique*. Paris: Seuil. 1980.
- Coser, Lewis. 1956. *The functions of social conflict*. London: Routledge & Kegan.
- Duchet, Michèle. 1977. *Anthropologie et histoire au siècle des lumières*. Paris: Flammarion.
- Durkheim, Emile. 1893. *Über die gesellschaftliche Arbeitsteilung*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag. 1977.
- Durkheim, Emile. [1953]1918. Le contrat social de Rousseau. In: Emile Durkheim, *Montesquieu et Rousseau*. Paris: Librairie Marcel Rivière.
- Eliot, Thomas Stearns. [1967] 1944. Was ist ein Klassiker? In: Thomas Stearns Eliot, *Essays I*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gauthier, David. 1969. *The Logic of Leviathan*. Oxford: Oxford University Press.
- Gordon, Robert, Meggitt, Mervyn. 1985. *Law and Order in the New Guinea Highlands*. Hanover: University Press of New England.
- Görlich, Joachim. 1992. *Tausch als rationales Handeln: Zeremonieller Gabentausch und Tauschhandel im Hochland von Papua-Neuguinea*. Kölner Ethnologische Studien. Berlin: Dietrich Reimer.
- Gray, Sandra et al. 2003. Cattle raiding, cultural survival, and adaptability of East African pastoralists. *Current Anthropology* 44: 3–30.
- Hampton, Jean. 1985. Hobbes's state of war. *Topoi* 4: 47–60.
- Hampton, Jean. 1986. *Hobbes and the social contract tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Helbling, Jürg. 2002. *Der Niedergang des Strukturfunktionalismus und der Aufstieg paradigmatischer Alternativen in der Ethnologie*. *Analyse & Kritik* 24: 3–39.
- Helbling, Jürg. 2006. *Tribale Kriege: Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Hinton, R. W. K. 1968. Husbands, Fathers and Conquerors. *Political Studies* 16: 55–67.
- Hirschman, Albert. 1988. *Engagement und Enttäuschung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hirshleifer, Jack, Juan Carlos Martinez Coll. 1988. What strategies can support the evolutionary emergence of cooperation? *Journal of Conflict Resolution* 32: 367–398.
- Hobbes, Thomas. [1647] 1959. *De Cive*. Hamburg: Meiner.
- Hobbes, Thomas. [1651] 1994. *Leviathan*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Hobbes, Thomas. [1681] 1992. *Dialog zwischen einem Philosophen und einem Juristen über das englische Recht*. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft.
- Hobbes, Thomas. [1682] 1991. *Behemoth*. Frankfurt: Fischer.
- Hoekstra, Kinch. 2007. Hobbes on the natural condition of mankind. In: Springborg, Patricia (ed.) *The Cambridge companion to Hobbes Leviathan*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hodgen, Margaret. 1964. *Early anthropology in the 16th and 17th centuries*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Jervis, Robert. 1978. *Cooperation under the security dilemma*. *World Politics* 30: 167–214.
- Kavka, Gregory. 1983. Hobbes's war of all against all. *Ethics* 93: 291–310.
- Kavka, Gregory. 1986. *Hobbesian Moral and Political Theory*. Princeton: Princeton University Press.
- Keegan, John. 1993. *A history of warfare*. London: Pimlico.
- Kersting, Wolfgang. 1992. *Thomas Hobbes*. Hamburg: Junius.
- Kraynak, Robert. 1983. Hobbes on Barbarism and Civil ization. *The Journal of Politics*, 45: 86-109.
- Kraynak, Robert. 1990. *History and modernity in the thought of Thomas Hobbes*. Ithaca: Cornell University Press.
- MacNeilly, Frederick. 1968. *The anatomy of Leviathan*. London: Macmillan.
- Montaigne, Michel. [1588] 2002. Über die Menschenfresser. In: Montaigne, Michel. *Essais*. Bd. 1 (übersetzt von Hans Stilett.) München: Goldmann.
- Münkler, Herfried. 1993. *Hobbes*. Frankfurt: Campus.
- Münkler, Herfried. 2002. *Die neuen Kriege*. Reinbeck: Rowohlt.
- Muke, John. 2004. The Wahgi Opo Kumbo: An Account of Warfare in the Central Highlands of New Guinea. Ph.D. Thesis. Faculty of Archaeology and Anthropology, University of Cambridge, UK.
- Myres, John. 1916. „The influence of anthropology on the course of political science.“ In: *University of California publications in history*. Vol. 4: 1–81. Berkeley: University of California.
- Newey, Glen. 2008. *Hobbes and Leviathan*. London: Routledge.
- Nida-Rümelin, Julian. 1996. Bellum omnium contra omnes: Konflikttheorie und Naturzustandskonzeption im 13. Kapitel des Leviathan. In: Kersting, Wolfgang (ed.) *Thomas Hobbes, Leviathan*. Berlin: Akademie Verlag.
- Pagden, Anthony. 1982. *The fall of the natural man*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Parsons, Talcott. 1936. *The structure of social action*. New York: Free Press.
- Pearce, Roy. 1952. The „Ruines of Mankind“: The Indian and the Puritan Mind. *Journal of the History of Ideas* 13: 200-217.
- Rawls, John. 1972. *A theory of justice*. Cambridge: Harvard University Press.
- Rousseau, Jean-Jacques. [1755] 1981. Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. In: *Sozialphilosophische und politische Schriften*. Zürich: Artemis & Winkler.
- Ryan, Alan. 1996. Hobbes's political philosophy. In: Sorrell, Tom (ed.) *The Cambridge Companion to Hobbes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sahlins, Marshall. 1968. *Tribesmen*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Schelling, Thomas. 1960. *The strategy of conflict*. Cambridge: Harvard University Press.
- Schochet, Gordon. 1967. Thomas Hobbes on the Family and the State of Nature. *Political Science Quarterly* 82: 427–445.
- Taylor, Michael. 1987. *The possibility of cooperation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tönnies, Ferdinand. 1925. *Thomas Hobbes: Leben und Lehre*. Stuttgart: Friedrich Frommann Verlag.

- Tricaud, François. 1988. *Hobbes's conception of the state of nature from 1640 to 1651*. In: Rogers, Graham, Alan Ryan (eds.) *Perspectives on Thomas Hobbes*. Oxford: Clarendon Press.
- Tuck, Richard. 1999. *Hobbes*. Freiburg: Herder.
- Warrender, Howard. 1957. *The Political Philosophy of Hobbes*. Oxford: Clarendon Press.
- Watkins, John. 1965. *Hobbes's System of Ideas*. London: Hutchinson.
- Weiss, Urs. 1980. *Das philosophische System von Thomas Hobbes*. Stuttgart: Frommann-Holzboog.